

Vom Inland.

Wenn der 16jährige Jesse Rightlinger von Tiboute, Pa., der vor einiger Zeit schwere Brandwunden erlitt, geheilt wird, so hat er dies nur dem Opfermuth seines 15jährigen Vaters, George Rightlinger, zu verdanken, der 54 Jahr von der Haut seiner Beine opferte, um sie auf die Brandwunden des Patienten übertragen zu lassen. Als George in Erfahrung brachte, daß sein Vetter im Hospital schwer verbrannt im bedenklichen Zustande darniederliege, besuchte er ihn umgehend und erbot sich, die nötige Haut zu liefern. Der junge Mann ist bereits von der Hautoperation genesen.

Necht ärgerlich erging es Julius Strung von St. Paul, als er sich unlangst um das Bürgerrecht erwarb. Es war ihm nämlich — wohl gänzlich unbeabsichtigt — passiert, in seinen sog. „Ersten Papieren“ dem deutschen Kaiser anstatt dem Herrscher der Doppelmonarchie abzuschreiben, was er als geborener Oesterreicher bei seiner Bewerbung um das amerikanische Bürgerrecht hätte tun sollen. Infolgedessen waren Herrn Strung seine „Zweiten Papiere“ durch Richter Hallam vorenthalten worden. Noch weiteren Schaden hat er dadurch, daß der Gerichtsschreiber, welcher das verfloste Dokument ausgestellt hatte, sich um amtswegen weigern mußte, für das bezahlte Gehalt wieder auszufolgen.

Ein trauriges Geschick hat die Familie William Koshoff in Oconomowoc, Wis., befallen, indem deren 15 Jahre alte Tochter Selma einen schrecklichen Tod fand. Das Mädchen war mit ihren Schularbeiten beschäftigt und hielt einen Bleistift zwischen den Zähnen. Da rante ihre Schwester, die ihr eine freubige Nachricht bringen wollte, so unglücklich gegen sie, daß der Bleistift ihr tief in die Mundhöhle getrieben wurde. Es erfolgte ein heftiger Bluterguß und teilweise Lähmung der Halsmuskeln, und nach kurzem Leiden ist das bedauernswerte Mädchen gestorben. Die Eltern und die jüngere Schwester, die ohne es zu wollen, den Tod ihrer geliebten Schwester verursachte, sind ganz untröstlich.

Auf eigentümliche Weise fand ein von einem Detektiv der Leigh Valley — Bahn in Newark, N. J., gemeldeter Butterdiebstahl durch die Verhaftung William Seelens und William Smiths seine Aufklärung. Die Frelingshufen Ave. entlang gehend, bemerkte ein Polizist die genannten, welche sich an einem nahe dem Bahnkörper lodernen Feuer wärmten, dessen Hitze die in ihren Taschen verborgene Butter zum Schmelzen brachte und deutliche Spuren an den Kleidern der Männer hinterließ. Anfänglich leugnend, suchten sich die Weiden mit der Erklärung aus der Affäre zu ziehen, daß sie zwei Duzend Butterstücke gefressen hätten. Mit diesem Vorwand hatten sie jedoch wenig Glück beim Richter, der die Gefangenen wegen Herumlagerens zu \$20 Strafe verurteilte und in Ermangelung des nötigen „Cash“ dem Gefängnis überwies.

Wie ein Mixtum Compositum von Wärtnerinnen und Revolutionsheldinnen gerieten sich in einem New Yorker Polizeigerichte neunzehn strotzende Schneiderinnen, welche verhaftet worden waren, weil sie vor der Fabrik der Gebrüder Schloß eine Demonstration veranstaltet hatten. Als der Wächter mit den Verhandlungen beginnen wollte, stimmten die Mädchen — die meisten von ihnen waren russische und polnische Zünderinnen, Italienerinnen und Litauerinnen — die ins englische überfetzte „arrested ourselves“ an. Der Ober der Wache wurde so laut, daß der Richter sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte. Die neunzehn lungenträchtigen Rähmamsellen werden jetzt eine nach der anderen schleunigst vor das hohe Tribunal gittet, und nachdem noch einige Polikisten befragt, daß sie sich bei der Demonstration wie wilde Indianer benommen, zu je fünf Dollars Buße verdonnert. Bejahren konnten die Steiterinnen nicht. Ihr ganzer Reichtum war ihr Lieb, und mit diesem Reichtum waren sie so freigebig, daß der Richter händeringend um sofortige Entsendung eines großen Gefängniswagens telephonierte, welcher die Streifen von bannen schaffen sollte. Diese fangen nunter einen Berg nach dem anderen herunter, bis der grüne Wagen vorfuhr. Die Bewohner der Straßen, durch welche die Fahrt ging, waren nicht wenig erstaunt, als sie aus dem geschlossenen Wagen heraus einen veranagten Chorgerangsa hörten, und die Gerberufe an der Raymond Str. machten ebenfalls wader Stiergerang, als sie den sonderbaren Rufung sahen. Der Warden befolgte den Rath der alten römischen Grebeter Germaniens „Tibide et impera“ und sperrte eine jede junge Dame in ein Kämmerlein für sich, in welchem sie die lieblichen Stimmen der Wirtschwehnen nicht hören konnte. Auf diese Weise wurde den Mädchen die einsame Singerei schließlich langweilig und der — Keß war Schweigen.

Große Empörung hat die Belanmtmachung hervorgerufen, daß in Indiana, Pa., die Armenvorsteher, um \$7 für ein Begräbniß auf einem regulären Friedhof zu ersparen, eine Greifin von 80 Jahren Namens Sarah Brink, die arm und freundlos war, einfach in einem Maisfeld einscharrten ließen. Die Wahrheit des Gerüchts erhielt dadurch Bestätigung, daß die Armenvorsteher über die Angelegenheit anfänglich jede Auskunft verweigerten. Später wurde aber zugegeben, daß, da auch die billigste Beerdigung eines Ortsarmen zum mindesten \$7 koste, die Behörde beschloßen habe, in dem betreffenden Felde einen eigenen Armenfriedhof einzurichten, und es habe sich getroffen, daß mit der Beerdigung von Frau Brink dort der Anfang gemacht worden sei.

Schmerzlich je zuvor ist Hirschfleisch so teuer bezahlt worden, wie dieser Tage in Atlantic City, N. J., von James Henry Mason, einem millionenreichen Grundeigentümer, malkter und Mitglied des Verwaltungsrats der St. Pauls Methodistenskirche, sowie seinen beiden Söhnen Harry und George. Die Drei hatten insgesamt \$600 an Strafgebern und Kosten zu bezahlen, weil sie einen Hirsch während der Schonzeit geschossen. Blutsiede, die von den Wid-Mafons von ihrer Jagdbeute selbst nur etwa zehn Pfund verwendeten, ist ihnen dieselbe pro Pfund auf \$60 zu stehen gekommen. Es schweben wegen des gleichen Vergehens gegen Mason und Söhne noch sechs andere Anklagen Blutsiede, die von den Widhütern im Keller des Masonschen Hauses entdeckt wurden, verurtheilte der Richter vorsteher dahin zu erklären, daß er Hühner geschachtet habe. In Wäbe wurde aber das Hirschfell als Corpus Delicti gefunden.

Eine Entdeckung, die ungewöhnliches Aufsehen erregte, wurde in der Hütte eines unlängst im Staate Wisconsin verstorbenen Mannes gemacht, der Zeit seines Lebens als Einfielder gelebt hatte. Beim Durchsuchen seiner Effekten fand man nämlich eine große Anzahl rother Diamanten. Der Mann, dessen Name Peter Jagloba ist und der in einer Hütte bei Collins lebte, wurde schon seit Jahren dabei beobachtet, wie er in den Hügeln seiner Nachbarschaft herumgrub und glaubt man nun zu wissen, welcher Natur seine Nachgrabungen, die jedermann ein Rästel blieben, waren. An der Echtheit der Steine ist gar nicht zu zweifeln und hat sich nun die gesamte Nachbarschaft aufgemacht, um an den Stellen, wo der alte Mann, er ist bald 80 Jahre alt geworden, gegraben hätte, Nachforschungen anzustellen. Manche erinnern sich auch noch der Worte des Mannes, der, wenn man ihn fragte, nach was er eigentlich grabe, sagte, er suche Reichthümer.

Bei den Vorstellungen im Opernhaus zu Westminster Md., bestand dieser Tage eine der Nummern darin, daß Charles L. Grode, ein „Gedankenleser“, mit einem Schmiechhammer auf dem Busen einer Frau Steine zerschlug. Diese Vorführung hat eine solche öffentliche Entrüstung hervorgerufen, daß Grode unter der Besuldigung, Frau Mary McWee, die mit ihm herumreist und die Frau ist, auf deren Brust er die Steine zerschlug, angegriffen zu haben, dem Polizeirichter Brown vorgeführt wurde. Ein Zuschauer hatte den Hoffbefehl erwirkt gehabt. Grode bekam eine Strafe von \$5 und Kosten auferlegt, was er bezahlte. Als er nach Verlauf von zwei Tagen die Steinschlagerei wieder vorführen wollte, erhob sich unter der Zuschauerschaft Widerspruch, und eine Stimmentählung zeigte, daß die Mehrzahl gegen die Vorführung war. Bei der Vorstellung am Abend vorher war es Grode beinahe schlimm ergangen. Er hatte, auf der Brust der Frau McWee stehend, den Versuch gemacht, Leute im Zuschauerraum zu hypnotisiren. Als ihm dies nicht gelang, machte er einige Bemerkungen über die Unwissenheit der Leute, die sehr trumm aufgenommen wurden.

Den größten Brautkessel der Welt, Wagnern einschloffen, wird in Kürze die Stadt Newark, N. J., haben. Der riesige Apparat, der seiner Fertigstellung in einer Fabrik in New York entgegenseht, wird in Feigenpanns Brauerei in Newark aufgestellt. Nicht weniger als 650 Fuß ist die Tragkraft des Behälters, der vollständig aus Kupfer bestehend, 20 Fuß hoch ist und im Durchmesser gleichfalls 20 Fuß betragen wird, sowie 60,000 Pfund wiegt. Die Form des Kessels ist rund, jedoch das Bier in der Mitte loden wird und die Flüssigkeit nicht überlaufen kann. Der Boden besteht aus doppelten je dreieckigen Zoll dicken Kupferplatten und auf dem oberen Teil des Behälters ist ein Sicherheitsventil angebracht. Von der gewaltigen Größe des Behälters kann man sich einen Begriff machen, wenn man in Betracht zieht, daß zur Füllung nicht weniger als 1000 Kubfuß Wasser und 1000 Kubfuß Dampf notwendig sind. Durch die neue Einrichtung wird die Produktion der Brauerei um 300,000 Maß pro Jahr erhöht. Noch vor 30 Jahren wurden die Brautkessel aus Holz hergestellt und die größten höchstens 100 Maß Rauminhalt und der Kessel in Teilen schicklich langweilig und der — Keß war Schweigen.

Aus dem Leben im Elysee.

Wenige Tage noch, und in das Palais der französischen Präsidenten wird ein neuer „ungekrönter“ König eingehen.

Ins französische Präsidentenpalais haben in der jüngsten Zeit „demokratische“ Sitten derart Eingang gefunden, daß insbesondere die Pariser mit dem gesellschaftlichen Auftreten der beiden jüngsten Repräsentanten des französischen Volkes durchaus nicht zufrieden waren. Als Thiers als erster Präsident der dritten Republik in das Elysee einzog, da wußte man, daß man von ihm keine prunthafte, höfische Repräsentation zu erwarten hatte. Thiers war immer der kleine, einfache Provinzadvokat, der unter den Augen der Desfentisten niemals und bestommen war. Unter Mac Mahon aber zog ein ganz anderer Geist in das Präsidentenpalais ein. Mac Mahon war in erster Linie Soldat, und er liebte es, sich mit einem zahlreichen militärischen Gefolge zu umgeben und auch äußerlich sein hohes Amt zu betonen. Seine Frau war eine Königin im wahren Sinne. Sie verstand es prächtig, im Hofe rauschende Feste zu geben und den hohen Adel, der sich bis dahin noch schamollend fern gehalten hatte, an den Präsidentenhof zu ziehen. Allerdings reichten die Einkünfte, die Mac Mahon als Präsident bezog, nicht zur Deckung dieses königlichen Aufwandes. Er hat tüchtig in die eigene Tasche greifen müssen, und als er das Elysee am Schluß seiner Präsidentenperiode verließ, da soll er geäußert haben: „Wenn ich noch drei oder vier Jahre länger Präsident geblieben wäre, dann hätte ich schließlich nur noch meinen Sold zum Leben gehabt“.

Ganz anders gab sich Jules Grevy. Da herrschte im Elysee ein trautes Familienleben; und als forgiener Familienvater machte Grevy von seinem Präsidentengehälte noch Ersparnisse. Grevy war durch und durch Bureaucrat, der sein ganzes Aufwands nach Schema „Z“ einrichtete. Unter der „Regierung“ Carnots wurden die Tage Mac Mahons wieder lebendig. Frau Carnot liebte rauschende Festlichkeiten, und ihre Empfänge waren iag Langweiliger, die Paris in jenen Tagen gesehen hat. Der Hofstaat war nicht minder prächtig, als zur Zeit Mac Mahons. Casimir-Perier ist nicht lange genug im Amte geblieben, um ein höfisches Leben im Präsidentenpalais entfalten zu können. Aber wenn Frau Casimir-Perier hätte länger „regieren“ können, dann wäre sie sicherlich in die Fußstapfen von Frau Mac Mahon getreten. Die erste Anordnung, die sie als Präsidentin gab, betraf die grünlische Umgestaltung und Renaussstattung der „Präsidenten“-Schlafkammer.

Jelly Faure war eine Doppelnot. Keiner hat so gut wie er den ungekrönten König Frankreichs zu spielen vermoht. Mit unachahmlicher Würde verstand er es, die Vertreter der fremden Mächte bei sich zu empfangen. Aber im Familien- oder Freundeskreise war er ein ganz anderer. Da streifte er alles Unnahbare ab und gab sich ganz als der forsahme, um das Wohl seiner Angehörigen bestimmte Hausvater. Als Loubet in das Präsidentenpalais einzog, da waltete bald ein ganz anderer Geist. Zwar vermohte auch er besonders beim Empfang fremder Persönlichkeiten den französischen Staat würdig zu repräsentiren, aber im Grunde genommen, lagte er auch im Elysee Herz darauf, nichts weiter als der „Bürger“ Loubet zu sein. Und noch „bürgerlicher“ war das Leben, das Herr Kallieres im Elysee führte. Unter seiner Regierung wurde selbst der Koch durch eine Köchin ersetzt; ganz abgesehen davon, daß von einem Hofstaate überhaupt keine Rede sein konnte.

Welche Bahn wird der neue Präsident einschlagen? Die Mehrzahl der Pariser wenigstens hofft, daß er nicht den Spuren Loubets und Kallieres folgen werde.

Der älteste deutsche Arzt.

Geb. Sanitätsrat Dr. Körte beging seinen 85. Geburtstag. Er gehört zu den geachteten und glücklichsten Ärzten, nicht nur Berlins, sondern vielleicht der gesamten deutschen Heilpraxis. Von seiner Jugend an zählte er zu dem intimen Kreise des Kaiserlichen Hofes und ist den längt dabingehörigen Berufsgeossen Marx, Weigand und Wilms bildete er gewissermaßen das Elitequartett unter den praktischen Ärzten Berlins während des zweiten Drittels des abgelaufenen Jahrhunderts. Als ein vom Schicksal ungewöhnlich Begünstigter ist er aber um seiner Söhne willen zu preisen, die alleamt in bevorragenden Lebensstellungen sich befinden. Zwei seiner Söhne sind Universitätsprofessoren, ein dritter ist der ausgezeichnete chirurgische Vetter am Urbanfrankenhaus, der vierte ist der vielgenannte Königsberger Oberbürgermeister. Wäre sich der Reich der deutschen Kerstlichkeit noch weiterhin dieses seltenen Glückes erfreuen. Der Tag fand unsern Jubilar, umgeben von vielen althergebrachten Freunden und Bekannten, in recht behaglicher Stimmung.

Der Ruad der Deutschkanadier.

Am Tage von Kaisers-Geburtstag ist in Kanada die lang ersehnte Gründung eines deutschkanadischen Bundes erfolgt, dem ein erfreuliches Zeichen des alle einigenden deutschen Gedankens, nicht nur Reichsdeutsche, sondern auch Oesterreicher, Deutschrussen, Schweizer, angehören.

Ueber die Zweckmäßigkeit, ja Notwendigkeit eines solchen Bundes für die Erhaltung des Deutschen in Kanada war man sich überall im Klaren. Nur über die Durchführbarkeit eines solchen Vorkommens war man in Zweifel. Während die einen erklärten, die Zeit dafür sei noch nicht gekommen, meinten die anderen, der deutsche Farmer sei für Dinge, welche über Weizen und Weizenpreise hinausgingen überhaupt nicht zu haben.

Warum, so schreibt dazu der in Winnipeg erscheinende „Nordwesten“, die Zeit für die Gründung eines solchen Bundes noch nicht gekommen sein sollte, können wir beim besten Willen nicht einsehen. Genaue Ziffern über die Zahl der Deutschen in Kanada liegen einstweilen noch nicht vor, denn die Volkszählungen in Kanada sind so unzuverlässig, daß sie nach der letzten Zählung in verschiedenen Plätzen wiederholt werden mußten, wodurch sich z. B. die Einwohnerzahl von Saskatoon von 20,000 auf 30,000 erhöhte. Wir alle wissen aber, daß die Deutschen besonders in den westlichen Provinzen so zahlreich sind, daß einige Einschätzungen sie auf ein Drittel der gesamten Bevölkerung einschätzen. Das ist zweifellos zu hoch gegriffen, aber man wird sich nicht weit von der Wahrheit entfernen, wenn man ihre Zahl auf ein Viertel der Gesamtbevölkerung schätzt. Und dieser Tatsache gegenüber möchten wir gleich an dieser Stelle die Frage aufwerfen, welche Anerkennung die Deutschen in ihrer Gesamtheit in Kanada bisher, eigentlich gefunden haben? Jeder ist imstande, sich die Antwort darauf selbst zu geben. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß der Deutsche in Kanada etwa als Staatsbürger zweiter Klasse angesehen und behandelt wird, wie in England, wo nicht nur der Böbel, sondern auch die gebildeten Klassen die Deutschen mit einem Mißtrauen und einer Abneigung begegnen, die an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Der Kanadier ist hierzu viel zu vernünftig. Er hat auch das Beispiel der großen Republik im Süden vor Augen gehabt, wo mehr wie zweihundert Jahre hindurch Deutsche und Engländer friedlicher nebeneinander und in voller Gleichberechtigung an der Entwicklung des Landes gearbeitet haben. Dieses Beispiel ist zweifellos auf den Kanadier nicht ohne Einfluß geblieben.

Jugenden werden muß aber, daß die Deutschen in Kanada meist nur in Gruppen von einigen Hundert, oft nur einigen Duzend und noch weniger Familien zusammenwohnen, also so zerstreut, daß die Organisation derselben durch Ortsverbände sich nur ganz vereinzelt würde durchführen lassen. Das gewöhnliche Schema einer solchen Organisation der Gründung von Ortsvereinen, die sich dann später zu Provinzgruppen und noch später zu einem Staatsverbände zusammenschließen, kann also hier nicht befolgt werden. Das stellt aber keineswegs die Bundesgründung überhaupt in Frage. Die Organisation mußte eben nur anders erfolgen.

Die Gründung des Bundes haben die Sache daher gerade umgekehrt gemacht — sie haben zuerst einen Staatsverband mit der Zentrale in Winnipeg gegründet, dem alle Mitglieder in welchem Teile von Kanada sie auch immer wohnen mögen, direkt angegliedert sind. Später, wenn die Zahl der Mitglieder es verlangt und rechtfertigt, werden dann Unterverbände in den Provinzen und wo tüntlich, Ortsgruppen gebildet werden.

Das Suppenstüff.

Die Stadtverwaltung von Bordeaux hat ein eigenartiges Armenheimgeheimnis eröffnet: das Suppenstüff „Christ“. Der Menschenfreund, dessen Namen es trägt, hat eine beträchtliche Summe zum Bau eines Schiffes hinterlassen, das gegenüber Bordeaux verankert werden und auf dem jedem Armen ein unentgeltliches Abendessen verabfolgt werden soll. Das Schiff ist 50 Meter lang und 12 Meter breit, und hat ein Verdrängung von 600 Tonnen. Es ankert dem Quai Sainte-Croix und ist mit dem Meer durch einen beweglichen Steg verbunden. Auf dem Schiffstüff ist ein richtiges einstöckiges Haus mit Zementmauern, lackierten Holzschälungen, dreien Fenstern und einem grauen Schieferdach errichtet worden. Im Vaherraum des Schiffes befinden sich die Küchlein und Lebensmittellager. Darüber die Küche und die Speisekammer, und im ersten Stockwerk des Hauses ein Wandbalken, ein Armstuhlbureau, Tischstühle, ein Badstube und der Aufbahrungsaal. Elektrisches Licht, Zentralheizung, Wasserversorgung und alle übrigen technischen Einrichtungen sind zu finden. Der „Christ“ hat 300,000 Mark gekostet.

Sprachkundige Schulleute in Berlin.

Auf dem Wege zur Weltstadt hat Berlin wieder einen Schritt vorwärts getan. Im Interesse des Fremdenverkehrs und zur Orientierung der Ausländer hat man jetzt verständigweise ein Duzend Englisch sprechende Schulleute, die eben einen englischen Sprachkursus absolviert haben, an den wichtigsten Verkehrspunkten der Reichshauptstadt aufgestellt. Zu den wichtigsten Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Fremdenstrom in der neuen Reichshauptstadt zuerst sichtbar zu werden begann, ließen einige Kaufleute aus Geschäftszwecken an ihren Schaufenstern die Aufschriften anbringen: „English spoken“, „On parle francais!“. Die Fremden machten gern in solchen Wäden ihre Einkäufe, und jetzt hält jedes bedeutendere Geschäft darauf, daß einer seiner Angestellten Englisch und Französisch, ein anderer Russisch, Italienisch, Spanisch usw. spricht, um die fremdländische Kundenschaft zu bedienen. Diese Erfahrung zeigt schon, wie wertvoll es im Interesse des Fremdenverkehrs ist, Ausländern in ihrer Muttersprache antworten zu können. Wie angenehm wird sich das erst im Strahenverkehr erweisen, in dessen Wirbelstrom der Fremde bisher hilflos verlor, wenn er jetzt bei einem sprachkundigen Schulleute landet, der ihn aus aller Bedrängnis befreit und weiterbringt. Er wird nicht nur dem uniformierten Kellner mit dem Sternbanner und dem „Union Jack“ am Arm dankbar sein, sondern auch der deutschen Metropole, die solche nützlichen Einrichtungen für Fremde aufzuweisen hat; der Aufenthalt bei uns wird ihm erheblich angenehmer werden. Wenn diese Einrichtung, mit der Dresden und Leipzig nach dem Muster von Paris und London schon lange vorangegangen sind, sich bewährt, dann sollen auch französisch sprechende Schulleute in Dienst gestellt werden. Als Zukunftsbild sehen wir dann unter der Normaluhr auf dem Potsdamer Platz, einem „Standpunkt“ unserer sprachgewaltigen Schulleute, einen Wäner mit dem Luchsfild am linken Oberarm und mit einem englisch-französischen Wörterbuch in der Hand. Die Codices der Fricheuma an Fürstentöfen aber müssen sich einen neuen Paragrafen zulegen: „Es schick sich nicht, die Perlen aufzuheben, die eine Königin fallen läßt“.

Die Freigebigkeit einer Königin.

Was muß eine Königin tun, wenn sie das Mißgeschick hat, bei einem diplomatischen Empfang ihre Perlenkette zu verlieren? Für diese, im höchsten Zeremoniell nicht vorgesehenen Fall hat, so plaudert die „Frankf. Ztg.“, die Königin-Winter Margherita von Italien jüngst eine artige Lösung gefunden. Bei der Vorstellung eines Mitgliedes der hohen Diplomatie zerbrach der kostbare Perlenkettchen der Königin und die einzelnen Perlen rollten fliegend in den Saal. Sogleich machten sich alle Anwesenden, der Etikette zum Trotz, auf die Jagd nach den Perlen, und die meisten waren so glücklich, eine oder zwei zu überreichen. „O, meine Herren, soll da die Königin mit ihrem gewinnendsten Lächeln erklärt haben, „benähmen Sie sich nicht, es ist nicht der Mühe wert! Betrachten Sie die Dinger als Andenken!“ Und so kommt es, daß die Gemahlin des Vorkharriges A. ein Paar neuer Perlenohrringe erhielt und der Legationssekretär J. jetzt mit einer riesigen Perle in der Kravatte erlischt. Die Codices der Fricheuma an Fürstentöfen aber müssen sich einen neuen Paragrafen zulegen: „Es schick sich nicht, die Perlen aufzuheben, die eine Königin fallen läßt“.

König Ferdinand und die jüdische Hilfsaktion.

Aus Sofia wird geschrieben: Die Delegierten der vereinigten jüdischen humanitären Gesellschaften Dr. Paul Nathan und Dr. Kahn aus Berlin und Stefan Adler aus London hatten Donnerstag eine Unterredung mit dem Premierminister Beschow und anderen Ministern, um sich ein klares Bild über die notwendigen Maßnahmen zu bilden. Sie wurden dann auch von der Königin Eleonore empfangen. Die ihre eifrige Wirkbilde an dem philanthropischen Werke versprach. Die Königin hob die Sympathien des Königs Ferdinand für seine stets an der Wohlfahrt des Landes mitarbeitenden jüdischen Untertanen hervor, die während des Krieges aufs neue ihre Vaterlandsliebe bezeugt hätten. Heute hatten die Delegierten eine einhündige Audienz beim König Ferdinand. Dieser erklärte der Willen, daß er besonders Interesse für die erhebliche Durchführung ihrer menschenfreundlichen Bestrebungen besaß. Die Herren wollten besonders den Kollidenden Adrianopol beistehen. Sie rufen morgen durch Kaiserin nach Saloniki, um sodann an die Ausführung ihrer humanen Werkes zu breiten, für dessen Gelingen sie jetzt die beste Verfügung haben.

Das verlorene Liebeslied.

Eine geradezu romanhaft klingende Geschichte über die Autorschaft eines seit vielen Jahren populären Liedes wird von einer Londoner Zeitung veröffentlicht. Das reizende, wehmütig stimmende englische Liebesliedchen „My Rosary“ (Mein Rosenkranz) von Robert Cameron Rogers findet man wohl in dem Liebeschatz jeder stimmbegabten jungen Dame, denn die liebliche Melodie mit dem gemüthvollen Text hat die liebenden Herzen aller Länder und Nationen erobert. Niemand kann dem Rauber des zarten, sinnigen Liedes widerstehen, dessen melancholischer Refrain von schmerzvoller Entfugung spricht. Vor mehr als zwanzig Jahren schrieb ein Mann, der auf die Erwähnte seines Namens hatte verzichten wollen, die rührenden Worte des Rosenkranzliedes in sein Notizbuch und fand auch bald eine Melodie dazu. In Form einer Widmung sandte er die kleine Komposition der Angebeteten. Er selber bebielt die Notizbuchblätter, die später einmal in einem Restaurant von ihm vergessen wurden. Zugwischen hatte die Dame einen andern geheiratet. Der ehemalige Anbeter sah sie nur selten. Dieser wurde vom Unglück verfolgt, erlitt große Vermögensverluste und andere Schicksalsschläge und wurde schließlich von einer unheilbaren Krankheit befallen. Er zog sich ganz in die Einsamkeit zurück und dichtete Balladen, von denen manche in Musik gesetzt, eine gewisse Popularität erlangten. Doch als man ihn aufforderte, auch das einem kleinen Kreise bekanntgewordene Rosenkranzlied herauszugeben, weigerte sich Mr. Frederic Winter. Das Notizbuch mit den Aufzeichnungen war längst verloren, doch hatte die Dame einen andern geheiratet. Der ehemalige Anbeter sah sie nur selten. Dieser wurde vom Unglück verfolgt, erlitt große Vermögensverluste und andere Schicksalsschläge und wurde schließlich von einer unheilbaren Krankheit befallen. Er zog sich ganz in die Einsamkeit zurück und dichtete Balladen, von denen manche in Musik gesetzt, eine gewisse Popularität erlangten. Doch als man ihn aufforderte, auch das einem kleinen Kreise bekanntgewordene Rosenkranzlied herauszugeben, weigerte sich Mr. Frederic Winter. Das Notizbuch mit den Aufzeichnungen war längst verloren, doch hatte die Dame einen andern geheiratet. Der ehemalige Anbeter sah sie nur selten. Dieser wurde vom Unglück verfolgt, erlitt große Vermögensverluste und andere Schicksalsschläge und wurde schließlich von einer unheilbaren Krankheit befallen. Er zog sich ganz in die Einsamkeit zurück und dichtete Balladen, von denen manche in Musik gesetzt, eine gewisse Popularität erlangten. Doch als man ihn aufforderte, auch das einem kleinen Kreise bekanntgewordene Rosenkranzlied herauszugeben, weigerte sich Mr. Frederic Winter. Das Notizbuch mit den Aufzeichnungen war längst verloren, doch hatte die Dame einen andern geheiratet. Der ehemalige Anbeter sah sie nur selten. Dieser wurde vom Unglück verfolgt, erlitt große Vermögensverluste und andere Schicksalsschläge und wurde schließlich von einer unheilbaren Krankheit befallen. Er zog sich ganz in die Einsamkeit zurück und dichtete Balladen, von denen manche in Musik gesetzt, eine gewisse Popularität erlangten. Doch als man ihn aufforderte, auch das einem kleinen Kreise bekanntgewordene Rosenkranzlied herauszugeben, weigerte sich Mr. Frederic Winter.

Zur Regentenschaftsfrage.

Der bekannte Straß- und Staatsrechtslehrer Professor Dr. Karl Binding tritt im Berliner „Tag“ mit großer Wärme für die Aufhebung der Regentenschaft in Bayern ein. Nachdem er zunächst die juristische Seite der Frage eingehend beleuchtet hat, fährt er fort: „Die große Lehre, die nicht nur Bayern, sondern ganz Deutschland aus den bayerischen Ertragungen zu schöpfen hat, eine Lehre der Geschichte — diesmal so klar formuliert wie selten — lautet: Jede dynastische Regentenschaft ist unerträglich. Als Sohn einer freien Stadt geboren und aufgewachsen, bin ich überzeugter Anhänger der monarchischen Staatsform geworden, wenn ich auch im Deutschen Reich gerne etwa ein Duzend statt nur drei freie Reichsstädte zählen würde. Für unser Volk und sein Empfinden ist die Erbmonarchie die richtige Organisation der Staatsgewalt. Gerade deshalb aber bin ich so erstaunt, daß die Verfassungen unserer monarchischen Staaten zähe an dem Grundlag festhalten, auch der dauernd Regierungsunfähige wird König und soll es für die ganze unselige Zeit seines Lebens bleiben. Er bedeutet zugleich die verfassungsmäßige Anerkennung der dynastischen Regentenschaft. Er ist der Sak, unter dessen Herrschaft Bayern seit fast einem Menschenalter gelitten hat und noch leidet. Daß dieser Grundlag fällt — nicht daß König Otto aufhört, König zu sein — das ist für Bayern die Dauerfrage. Und nicht nur für Bayern! Gerade so für alle anderen deutschen Monarchien und gerade so für das Reich. Man denke doch nur einmal an eine 25jährige Vertretung einer regierungsunfähigen Kaiserin — die bösen Folgen sind ja gar nicht auszubedenken! Es ist ein geradezu grauenvoller Gedanke!“ Binding schließt: „Sobald ist der Mann! Selbst vor allem der Kaiser! Was er für seinen Staat, was er für sein Volk, was er für das Reich tut, seinen Namen sollen seine Taten tragen, nicht aber sollen sie immer und ausnahmslos auf einen anderen Namen gestellt sein. Diese schicksalliche Verantwortlichkeit in dem trübseligen Vriug-Regenten Quittold bis zu seinem Tode vorzubehalten geblieben. Seinen Nachfolger aber sollte endlich sein volles Recht werden.“